

Nr. 259. Bromberg, den 13. November. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(24. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In der kurzen Pause blieben alle Zuschauer auf ihren Plätzen, denn die Gänge waren so eng, daß kaum zwei Menschen aneinander vorbeigehen konnten, und eine Wandelhalle gab es im Teatro San Carlino nicht. So blieben auch Using und Carmela in ihrer kleinen Loge, und der Graf wollte die Gelegenheit wahrnehmen, um endlich Näheres über das geliebte Mädchen in Erfahrung zu bringen. Aber Carmelas Gedanken waren so mit dem Inhalt des Stückes beschäftigt, daß jeder Versuch Usings, das Gespräch auf ein anderes Gebiet zu lenken, zunächst fehlschlug. Sie versuchte mit Eifer, ihm alles, was er wegen seiner mangelhaften Kenntnis des Dialektes nicht verstanden hatte, zu erläutern; und so kamen sie auch auf die Camorra zu sprechen, die in dem heiteren Stücke allerdings eine verhältnismäßig harmlose Rolle spielte. —

Wie die meisten Fremden, so hatte auch Using bisher nichts von der Tätigkeit des Verbrecherbundes zu spüren bekommen und auf gelegentliche Fragen nach der Camorra nie eine klare Antwort erhalten: Die einen taten, als verstünden sie nicht recht, was er eigentlich meine, andere zuckten die Achseln, und wieder andere machten eine scherzhafte Bemerkung. Niemand, ob Anhänger oder Gegner der „schönen und geehrten Gesellschaft", würde es gewagt haben, einem Fremden irgendeine nähere Auskunft zu geben. So war Graf Using, wie die meisten Reisenden, bald geneigt, die Camorra für einen längst überwundenen Mißstand und die gelegentlich auftauchenden Nachrichten über ihre Verbrechen für Schauermärchen zu halten. Aber als er eine diesbezügliche Bemerkung zu Carmela machte, blickte sie ihn halb erstaunt, halb mißtrauisch an und sagte dann fast beleidigt:

„Aber dies hier ist doch nur ein Scherzspiel, Signor Raimondo! Wenn Ihr ein wirkliches Camorradrama sehen wollt, müßt Ihr ins Teatro San Ferdinando gehen. Da geht es ernst zu. In dem Stück, das jetzt dort gespielt wird, gibt es allein acht Tote!" In ihren Augen leuchtete es fast wie Bewunderung.

„Also spielt die Camorra wirklich noch eine Rolle in Neapel?" fragte Using erstaunt.

„Ob sie eine Rolle spielt, — Sie beherrscht Neapel!"

„Und dann tut man einer solchen Gesellschaft von Verbrechern und Schuften auch noch so viel Ehre an, sie zum Mittelpunkte oder gar zu Helden von Theaterstücken zu machen?"

Carmela war plötzlich das Blut in den Kopf geschossen, und sie warf einen erschrockenen und scheuen Blick auf Using. Zugleich legte sie die Finger warnend auf die Lippen und drückte sich ängstlich in den Schatten der Logenwand. „Ihr dürft so etwas nicht laut sagen, Signor Raimondo! Und Ihr irrt auch, wenn Ihr glaubt, daß alle Mitglieder der Camorra Schufte waren. Die meisten und größten Schufte sitzen in der Regierung, nicht in der Camorra."

„Also, Ihr laßt Euch wirklich noch von diesen Verbrechern imponieren, — ebenso wie von dem Zauberschwindel Eurer Wahrsagerinnen und Hexenmeister?" Graf Using schüttelte erstaunt und mißbilligend den Kopf. Dann aber setzte er mit einem nachsichtigen Lächeln hinzu: „Ich glaube, kleine Carmela, die Camorristen bestehen wohl mehr in Eurer lebhaften Phantasie als in der Wirklichkeit. — Oder hast du vielleicht schon mal einen von diesen Leuten kennengelernt? Euer Lavinajo mit seinen düsteren Schlupfwinkeln müßte ja allerdings ein ideales Hauptquartier für solche Diebe und Meuchelmörder sein."

„Signor Raimondo, ich bitte Euch, schweigt!" flehte Carmela, außer sich vor Erregung.

Der Beginn des zweiten Aktes machte der Unterhaltung ein Ende. Aber Carmelas Heiterkeit war plötzlich verschwunden. Sie saß in den Winkel der kleinen Loge gedrückt und starrte mit einem verzweifelten Ausdruck vor sich hin. Erst jetzt wurde sie sich ganz darüber klar, in welche Lage sie sich und den heimlich Geliebten gebracht hatte: Wie sollte sie ihm nun begreiflich machen, daß er die Wohnung Donna Assuntas fernerhin nicht mehr betreten dürfe, ohne sich der schwersten Rache von seiten Vitos auszusetzen. Sie konnte doch nicht erzählen, daß sie heute abend in aufwallender Leidenschaft und wilder Unbesonnenheit dem Marchese ihre Liebe zu Using verraten hatte. Und auch dann würde der Graf, wie sie ihn jetzt kannte, ein Fernbleiben vom Lavinajo und ihrer Wohnung für eine Feigheit halten. Und wenn sie ihm sagte, daß er nicht nur Raffaele und den Marchese persönlich, sondern auch die hinter den beiden stehende Macht der Camorra künftig zu fürchten habe, so würde sie den Bruder und sich selbst seiner Verachtung preisgeben. Das war ihr aus dem soeben geführten Gespräch mit Entsetzen zum Bewußtsein gekommen.

Using hatte mit Bestürzung die Wandlung in Carmelas Mienen beobachtet. Aber auf alle seine Fragen schüttelte sie nur stumm das Haupt. Und auch als er ihre kleine Hand streichelte und zart an seine Lippen zog, blieb sie stumm und regungslos; aber ein paar große Tränen rannen ihr über die erstarrten Wangen.

Noch ehe der Akt zu Ende war, beugte sich Using zu ihr und flüsterte mit mühsam verhaltener Erregung: „Carmela, ich ertrage es nicht länger unter dieser lärmenden Menge. Komm fort von hier, ich bitte dich! Wir gehen in irgendein kleines Speisehaus, oder hinunter ans Meer, oder wohin du sonst willst. Aber ich muß jetzt ungestört und dringend mit dir reden!"

Sie nickte stumm, und beide erhoben sich behutsam von ihren Plätzen, damit niemand auf sie aufmerksam werde. — Als Using die Tür der kleinen Loge öffnete, huschte ein Bengel den Gang entlang dem Ausgang zu.

„Er hat an unserer Logentür gehorcht! Wir werden beobachtet!" stieß Carmela erschrocken hervor. „Laßt mich vorausgehen, und wartet hier ein wenig! Ich gebe Euch Bescheid, wenn der Ausgang frei ist!" Sie wollte davoneilen

Und wirklich braute sie dann ein Getränk, das als Vorbeugungsmittel gegen das in Neapel so häufige Erkältungsfieber galt. Aber kaum war Carmela zu Bett gegangen, setzte sie dieses Getränk beiseite und wärmte an seiner Stelle ihren Liebestrank.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe im Herbst.

Skizze von E. Finke.

Um Claus Gravens verwitterte Züge zuckte verhalten ein karges Lächeln, als er sich noch einmal im Zimmer umsah, wo ein gedeckter Tisch mit zwei Kaffeetassen und Kuchen auf Gäste zu warten schien, und als sein Blick das Bild seiner verstorbenen Frau an der Wand streifte. Was würde sie wohl sagen, wenn sie ihn heute, an einem Wochentag, im Sonntagsstaat sähe und wenn sie von seiner Verabredung wüßte mit einer Frau, die er nie zuvor gesehen hatte und die an die Stelle der ersten treten sollte . . .

Fast tat es ihm nun leid, daß er auf das Inserat geantwortet hatte, in dem ein älteres Mädchen mit kleinen Ersparnissen und großer Liebe zum Landleben einen Ehegefährten suchte. Wie konnte er sich mit der fremden Frau unterhalten, er, der wortkarge Mensch, der jahraus jahrein auf seiner Kate fast das Sprechen verlernt hatte?

Schweigend setzte er den Hut auf und verließ das Haus. Und er freute sich, daß die Einsamkeit nun bald ein Ende nehmen, daß ein warmes Essen, ein freundlicher Blick ihn wieder erwarten würde, wenn er abends müde nach Hause kam . . .

Schnelle trippelnde Schritte kamen ihm entgegen. Eine schlanke zierliche Frau blieb fragend vor ihm stehen. „Sind Sie Claus Graven?“

„Ja, und Sie sind Martha Steffen.“

Stumm reichten sie einander die Hand, und schweigend gingen sie den Weg zurück, den er gekommen war. Endlos schien er ihr. Kein Ton belebte die drückende Einsamkeit, nur weidende Herden unterbrachen das eintönige Bild der auf- und absteigenden Hügel, und die Frau war hier allein mit diesem schweigsamen Manne.

„Fürchten Sie sich?“ fragte er.

„Ja!“

„Vor mir?“

„Nein, vor Ihnen nicht . . .“

„Aber Sie schrieben, daß Sie Liebe zum Landleben haben?“

„Ja, ich dachte an ein Dorf . . .“

„Mein nächster Nachbar wohnt eine halbe Stunde entfernt.“

Sie seufzte tief auf. Müde, abgespannt schlich Martha Steffen neben ihm her. Sie begriff nicht, woher sie den Mut aufgebracht hatte, die Anzeige in der Zeitung aufzugeben, aber — — Der Mann gefiel ihr, trotz seiner unbeholfenen Schweigsamkeit, trotz der Einsamkeit, in der er lebte.

Als sie sein Haus erreichten, blieb er im Vorgarten stehen und brach ihr eine Rose. Sie dankte mit einem freundlichen Blick. Im Hause glitt ihr Blick über die einfache, aber sauber gehaltene Einrichtung.

„Meine Frau hatte dies alles mit der Zeit angeschafft“, fuhr er fort.

„Wie lange waren Sie verheiratet, Herr Graven?“

„Siebenundzwanzig Jahre.“

„Eine lange Zeit.“ Dann legte sie Hut und Mantel ab und setzte sich an den Tisch, während er in die Küche ging, um den Kaffee zu holen.

„Hier scheint gesunde Luft zu sein. Man bekommt Appetit“, sagte sie lächelnd.

„Wenn Sie vier Wochen hier sind, Fräulein Steffen, werden Sie ganz andere Farbe haben. Sehen Sie mich an! Ich bin den ganzen Tag draußen im Freien.“

„Und ich muß den ganzen Tag hier allein sein?“

„Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Hier ist niemand, der Ihnen etwas zuleide tun kann.“

Sie stand auf und trat an das Fenster. Er folgte ihr verlegen. „Wollen Sie es sich nicht ein wenig bequem machen? Setzen Sie sich auf das Sofa!“

Als sie seinem Wunsche nachkam, holte er ein Kissen, legte es behutsam hinter ihre Schultern. In diesem Augenblick fühlte Martha Steffen sich glücklich. Noch nie in ihrem Leben war jemand um sie besorgt gewesen.

„Und jetzt wollen wir von uns sprechen“, klang seine Stimme zu ihr.

„Ich habe nicht viel zu erzählen“, gab sie müde zurück. „Ich mußte arbeiten, solange ich zurückdenken kann. Zuerst mit meiner Mutter, dann, als sie starb, allein. Ich habe mir etwas gespart, aber ich bin so allein . . .“ Ihr Kopf sank in das Kissen zurück.

„Es liegt an Ihnen, Fräulein Steffen, daß Sie nicht mehr allein sind.“

Sie sah auf ihn, auf das Zimmer in seiner Behaglichkeit. Hier war eine Heimat. Sie berauschte sich an Zukunftsplänen und wußte doch, daß sie nie Wirklichkeit werden würden.

Diese Einsamkeit würde sie umbringen. Niemand, mit dem sie tagsüber sprechen, kein Mensch in der Nähe, den sie besuchen konnte. Sollte sie es ihm sofort sagen, oder sollte sie warten, bis er sie ein Stück des Weges zurückbegleitet hatte? Fast tat es ihr weh, ihm diese Enttäuschung bereiten zu müssen.

Seine Stimme entriß sie ihren quälenden Gedanken. „Wie kamen Sie eigentlich darauf, die Anzeige in die Zeitung zu setzen?“ Sie mußte wider Willen lächeln. „Ein Zufall. — Ich sah im Theater eine Liebesgeschichte, und da kam mir plötzlich der Gedanke, daß ich auch noch heiraten könnte. Besser spät als nie . . .

Er wußte ihr nichts zu antworten und schwieg eine Weile. „Haben Sie noch mehr Briefe auf Ihre Anzeige bekommen, Fräulein Steffen?“

„Ja, aber ich sah sofort, daß es nur um mein Geld ging.“

„Das habe ich nicht nötig. Ich kann allein eine Frau ernähren.“

Prüfend blickt Martha Steffen zu ihm hinüber, und zögernd sagte sie: „Man könnte es sich schließlich überlegen. Die Stadt ist nicht so weit. Man könnte am Sonntag in ein Kino gehen.“

„Kino? Einmal und nicht wieder.“

„Aber man will doch eine Abwechslung haben“, gab sie halb verzweifelt zurück.

„Abwechslung? Landmann ist ein schwerer Beruf, aber ein schöner . . .“

Plötzlich war der schweigsame Claus Graven ein anderer Mensch geworden. Seine Worte überstürzten sich. „Meine Frau freute sich, wenn sie mir das Essen herausbrachte und das Wetter schön war. Dann saß sie stundenlang neben mir und sah zu, wie meine Schafe spielten, und wenn ein Lämmchen ohne Mutter zurückblieb, dann zog sie selbst es auf.“

„Das würde ich auch gern tun, Herr Graven.“

„Wie ein Kind muß es genährt werden. Sie müssen ihm die Flasche geben. Und dann müssen die Schafe geschoren werden. Nicht mit der Maschine, wie es jetzt Mode ist. Wir scheren mit der Hand.“

„Und wie ist es im Winter hier?“

„Da jagt der Sturm um die Hügel, und jeden Augenblick glaubt man, das Haus müsse zusammenbrechen.“

„Solch eine Nacht würde ich nicht überleben.“ Sie erhob sich, griff nach Hut und Mantel.

„Sie wollen schon gehen?“ fragte er enttäuscht. „Wollen Sie nicht den Garten sehen? Ich habe Obstbäume und Wein . . .“

Sie folgte ihm schweigend. Sie wollte ihn nicht verletzen. Er gefiel ihr, aber diese Einsamkeit . . . Schade, daß sie sich nicht damit abfinden konnte. Aus einem stallartigen Raum drang ein leises Winseln.

„Was ist das?“ fragte Martha.

Claus Graven suchte verlegen nach Worten. „Meine Hündin ist tot. Sie hat Junge zurückgelassen — ich weiß nicht, ob ich sie aufziehen kann . . . .“

Schon hatte Martha Steffen die Tür aufgerissen und beugte sich über einen alten Korb, in dem es von kleinen Wollknäueln wimmelte. Vier kleine Hunde, die schnuppernd ihre Mutter suchten.

„Bringen Sie den Korb ins Haus!“ Mit einem Male fühlte sie sich zu Hause.

Aber der Graf hielt sie zurück. „Ich soll mich von einem jungen Mädel in Schutz nehmen lassen? — Ich denke, umgekehrt ist es richtiger." Er zog eine Pistole hervor, entsicherte sie und hielt sie schußbereit in der Tasche seines Überziehers. „So, nun komm!" Er schob seine andere Hand unter Carmelas Arm.

Sie erreichten unbelästigt den Ausgang. Als sie ins Freie treten wollten, bemerkten sie erst, daß der Regen in Strömen vom nächtlichen Novemberhimmel floß. Using beugte sich vor, um nach einem Wagen Umschau zu halten.

„Gebt acht!" raunte ihm Carmela zu und deutete auf eine dunkle Gestalt, die, in einen Wettermantel gehüllt, wenige Schritte von ihnen entfernt, im strömenden Regen an die Wand des Hauses gelehnt stand. Von den Gesichtszügen war nichts zu erkennen, da eine Kapuze fast den ganzen Kopf verhüllte und die Beleuchtung äußerst spärlich war.

„Du siehst überall Gespenster. Der Kerl rührt sich ja gar nicht", beruhigte sie der Graf. „Warte einen Augenblick hier — ich suche einen Wagen."

„Ihr werdet bei diesem Regen nirgends einen freien Wagen finden", erwiderte Carmela ängstlich. „Es ist besser, wir gehen in die Loge zurück und warten, bis das Unwetter nachgelassen hat."

In demselben Augenblick tauchte ein zerlumpter Junge neben ihnen auf, — nach seiner an einem langen Faden bis auf den Boden hängenden Laterne zu schließen, ein Zigarrenstummelsammler, den der Regen an seiner Tätigkeit hinderte. „Der Herr sucht einen Wagen? Hier um die Ecke hält einer. Wartet, ich hole ihn!" Er schoß davon und kehrte gleich darauf mit einer Droschke zurück. Using gab ihm eine Kupfermünze und reichte dann Carmela die Hand, um ihr beim Einsteigen behilflich zu sein. Aber sie zögerte und machte ihm ein warnendes Zeichen. Da hob er sie schnell in den Wagen und nannte dem Kutscher das Ziel, den Namen eines kleinen Speisehauses, wo er gelegentlich seine Mahlzeiten einnahm. Der Kutscher stieß einen dumpfen Kehllaut aus, schwang mit einem unnötigen Gebärdenaufwand die Peitsche und fuhr sofort in scharfem Trabe an.

Carmela hatte ihn scharf im Auge behalten und an seinen übertriebenen Bewegungen sofort bemerkt, daß er Zeichen gab. Schnell beugte sie sich aus dem Wagen, spähte zurück und sah noch gerade, wie die vermummte Gestalt neben dem Theatereingang mit erhobenem Arme die Zeichen des Kutschers quittierte.

„Der Wagen ist für uns bestimmt gewesen. Wir werden umlauert!" flüsterte sie dem Grafen erregt ins Ohr. „Der Kutscher hat sicher signalisiert, wohin wir fahren. Wir müssen sobald als möglich aussteigen!"

Using wollte sie beruhigen, aber sie legte ihm die bebenden Finger auf den Mund, um ihn am Sprechen zu hindern. Und als sie einige hundert Meter zurückgelegt hatten, ließ sie halten, gab dem Kutscher ein Geldstück und sprang trotz des strömenden Regens aus dem Wagen. Der Kutscher tat sehr erstaunt und machte irgendwelche Einwände. Carmela fuhr ihn heftig an, er erwiderte entsprechend; und nun folgte ein kurzes und hastiges Wortgefecht in unheimlich dumpfen und rasselnden Lauten, von dem Using auch nicht eine Silbe verstand. Nur aus dem unverschämten Ton des Kutschers und dem wilden Gesichtsausdruck Carmelas konnte er schließen, daß sie sich keine Liebenswürdigkeiten sagten.

Es blieb dem Grafen nichts übrig, als sich Carmela zu fügen und ihr zu folgen, als sie nun im strömenden Regen kreuz und quer die nächtlichen Gassen durcheilte, so schnell sie ihre Füße nur trugen.

Als sie an eine Kirche kamen, hemmte Carmela endlich ihre Schritte und trat unter das schützende Portal, um Atem zu schöpfen.

„Aber Kind, was machst du nur für Sachen!" mahnte Using, während er beruhigend ihre Hände streichelte. „Die Angst hat dir ja jede Überlegung geraubt."

„Nein, nein, Signor Raimondo — glaubt mir doch: Der Marchese hat uns entdeckt und bereitet schon seine Rache vor. Und so unsäglich schwer es mir fällt, — ich muß Euch jetzt etwas sagen: Ihr seid von jetzt an in Neapel Eures Lebens keine Stunde mehr sicher. Ihr müßt die Stadt verlassen, — schon morgen früh — nein, noch heute nacht! Sagt mir, wohin ich Euch schreiben kann. Ich gebe Euch dann Nachricht von mir und erkläre Euch alles. Aber reist ab, — so schnell als möglich!"

„Wie? Ich sollte von Neapel fortgehen? — von dir, Carmela? — aus Angst vor irgendeinem Strolch das Teuerste verlassen, was ich auf der Welt habe? Oder weißt du es nicht, — hast du es noch nicht gefühlt, daß ich dich liebe, Carmela — über alles! — mehr als mein Leben?" Er wollte sie in seine Arme ziehen, aber sie wich, ängstlich um sich blickend, zurück und sagte mit fliegendem Atem:

„Doch, Signor Raimondo, ich weiß es, — ich habe es gefühlt schon von den ersten Tagen an. Aber wenn Ihr mich liebt, dann tut, was ich Euch sage: Geht gar nicht erst in Eure Wohnung zurück, sondern verlaßt die Stadt noch in dieser Nacht! Ich sorge, daß Ihr Eure Sachen nachgeschickt bekommt. Das andere findet sich schon später."

„Nein, nicht später, Carmela! Jetzt, sofort muß ich Klarheit haben: Ich will wissen, ob du meine Liebe erwiderst, — wer du bist, — wer dein Bruder ist, — wer deine Eltern waren, — alles, alles will ich jetzt wissen, was dich betrifft! Und morgen früh komme ich, wie jeden Tag, zu dir und spreche offen mit Donna Assunta. Und du läßt deinen Bruder kommen, damit ich mich mit ihm auseinandersetzen kann. Und mit dem edlen Marchese werde ich dann auch schon fertig werden."

„Nein, nein, ich flehe Euch an, kommt nicht!" rief Carmela außer sich.

Da tauchte wieder der alte Verdacht jäh in dem Grafen auf. Er faßte Carmela bei den Schultern und sah ihr mit verzehrenden Blicken in das bleiche Gesicht. „Carmela! Sag mir die Wahrheit! Weshalb soll ich nicht kommen? Liebst du den Marchese — oder sonst einen anderen?"

„Nein, nein, — ich schwöre es Euch!"

„Also nur, weil nach deiner Meinung meiner Person Gefahr droht, soll ich nicht kommen?"

„Ja, ja, — nur deshalb!"

„Nun, dann höre," sagte der Graf wie erleichtert und mit fester Stimme. Niemals in meinem Leben werde ich mich durch Furcht von meinen Handlungen beeinflussen lassen, — am allerwenigsten aber, wo es deine Person betrifft; denn ein Feigling wäre nicht wert, dich herrliches Wesen zu besitzen. Mein Entschluß steht fest: Ich komme morgen früh und bringe alles in Ordnung. Nur eines könnte mich davon abhalten: Wenn du mir sagst, daß du mich nicht liebst. — Dann, Carmela, verlasse ich morgen Neapel, und du sollst mich niemals wiedersehen! — So, nun gib mir Antwort!" Seine Blicke hingen an ihren Lippen, als ob ihre Antwort über sein Leben entscheiden sollte.

Fast entsetzt starrte ihn Carmela an. Sie las es in seinen Augen, daß sein Wille unabänderlich war. Ihre Lippen bewegten sich lautlos, und in ihrem Gesicht zuckte es. Sie kämpfte ihren schwersten Kampf. Schon fühlte sie sich schwach werden, — hob sie ihre Arme, um seinen Hals zu umschlingen und sich an seine Brust zu werfen. Aber da hörte sie wieder Raffaeles drohende Worte, die er damals an Using gerichtet. War sie denn wahnsinnig gewesen, seinen Bitten nachzugeben, sich mit ihm heimlich zu treffen und ihn, den sie liebte, wie keinen Menschen sonst auf der Welt, dadurch in die schwerste Lebensgefahr zu bringen?

„Carmela! Quäle mich nicht länger!" Using rang die Hände wie ein Verzweifelter. „Antworte: Liebst du mich oder nicht?"

Da trat Carmela zurück und sagte mit bebenden Lippen: „Nein, Signor Raimondo, ich . . . liebe Euch nicht. Der Marchese ist mein Verlobter. Ich habe mit Euch nur . . . ein wenig . . . gespielt. Verzeiht mir wenn Ihr es könnt!" Sie wendete sich ab, zögerte noch eine Sekunde und rannte dann davon in das Unwetter hinein. Das Rauschen des Regens verschlang ihr wildes Aufschluchzen. — —

Bis auf die Haut durchnäßt und vor Verzweiflung an allen Gliedern zitternd, kam Carmela zu Hause an. Auf Donna Assuntas ängstliche Fragen stammelte sie eine verworrene Geschichte. Aber die Alte drang nicht lange in sie: Einen besseren Vorwand als diesen kläglichen Zustand Carmelas konnte sie ja gar nicht finden.

„Ich will dir schnell ein Tränkchen brauen, damit du dich nicht erkältest", sagte sie mit künstlich übertriebener Besorgnis in der Stimme, während sie dem zitternden Mädchen aus den triefenden Kleidern half.

„Haben Sie etwas Milch?" Sie tauchte die Finger in das Glas, und gierige Zünglein leckten schmatzend die Nahrung ab.

„Sie wollten doch gehen?" fragte er beklommen.

„Ich kann doch die armen Tierchen nicht verhungern lassen."

Sie schwieg eine Weile. „Wenn sie größer sind, werde ich mich allein nicht fürchten."

Claus Gravens Auge leuchtete auf. Jetzt wußte er, daß Martha Steffen wiederkommen würde.

Begegnung auf der Solitude.

Schiller-Skizze von **Kurt Müno.**

Es war ein großer Tag für die Hohe Karlsschule. Das herzogliche Schloß Solitude, in dem sie ihren Sitz hatte, stand festlich erleuchtet. Die Schlußprüfungen waren beendet, die feierliche Preisverteilung, zu der Herzog Karl Eugen sein Erscheinen zugesagt hatte, sollte Anlaß zu Fest und Freude sein. In den Sälen des Schlosses drängten sich junge, lachende Menschen, die den Zwang eines Jahres schnell vergessen hatten, Hofdamen in glänzenden Toiletten, Militärs in bunten Uniformen.

Ein großer, breitschultriger Mensch in der Uniform der Karlsschüler drängte sich durch die plaudernden, bewegten Gruppen. Sein Auge schweifte suchend durch den Saal, unschlüssig und zögernd schritt er schließlich durch die halberleuchteten Nebengemächer. „Hallo, Schiller!" rief er plötzlich. „Was sitzt du hier in der Ecke und fängst Grillen?" Der Angeredete, ein schmächtiger Jüngling in rotblondem Haar und mit einem nervösen Zucken um Mund und Augen, schrak auf. „Du bist es, Schufterle", sagte er nur und blieb in seiner Ecke sitzen.

„Ich suche dich überall", drängte der Ankommende wieder, „warum versteckst du dich hier?" Der andere blickte unruhig zu ihm auf. „Ob er wohl kommen wird?" fragte er, und seine Hände fuhren nervös über seine schmalen Knie.

„Jeden Augenblick muß der Herzog da sein. Wir müssen in den Saal gehen, sonst verpassen wir noch den Einzug."

„Ich meine nicht den Herzog", sagte Schiller und machte keine Anstalten, sich aus seinem Sessel zu erheben, „ich meine Goethe!"

„Ja, es heißt doch, er wird dabei sein. Komm jetzt!" Der schmächtige Jüngling sprang auf und warf sich dem Freund an die Brust: „Schufterle, Goethe wird kommen, Goethe — ich werde ihn sehen. Ob er mich bemerken wird, ob er ein Wort für mich hat? Hier — —" er fuhr mit seinen zitternden Händen an die Brust, „hier hab ich das Manuskript." — „Wenn ich den Mut hätte, es ihm zu geben!" setzte er bekümmert hinzu.

„Ach Larifari", machte Schufterle, „deine Räuber sind besser als alles, was dieser Fürstenfreund geschrieben hat."

„Sprich nicht so!" fuhr Schiller auf. „Er ist ein großer Mensch, und ich liebe ihn." Schufterle — der Freundeskreis Schillers hatte sich die ihnen aus nächtlichen Vorlesungen vertrauten und teuren Namen zugelegt — zuckte mit den Achseln. Im gleichen Augenblick schmetterten im Saale Trompeten, der Herzog hielt seinen Einzug. Schufterle zog seinen Freund eilig hinter sich her, und sie hatten Mühe, sich dem Spalier noch einzureihen, das die Karlsschüler ihrem Herzog gebildet hatten.

Das Fest verschwamm vor Schillers Augen wie im Traum. An Herzog Karl Eugens Seite schritten seine erlauchten Gäste, erlaucht von Geburt und von Geist: Karl August von Weimar und sein Freund Goethe. Goethes schlanke Gestalt überagte die seines Freundes um halbe Haupteslänge, sein Anzug war schlicht, aber vornehm. Die Preisverteilung, die jedes Jahr den Höhepunkt des Karlsschulfestes bildete, ging vorüber; viermal ertönte Schillers Name, und der schmächtige Jüngling trat aus dem Kreis seiner Kameraden hervor, nahm mit zitternder Hand seine Preise hin, hörte wie geistesabwesend die lobenden Worte seines ihm wohlgewogenen Fürsten, durfte viermal dessen Rocksaum küssen. „Unser Musterschüler, eine zukünftige Leuchte der medizinischen Wissenschaft", wandte sich der Herzog lächelnd an seinen berühmten Gast und wies dabei auf Schiller. Goethes Blick ruhte einen Augenblick auf der unscheinbaren Gestalt des Schülers vor ihm, dessen Füße einen Augenblick ihren Dienst zu versagen drohten. Schiller hätte schreien mögen. Auf seiner Brust brannte das Manuskript seiner Räuber, deren drei erste Akte beendet waren. Er haßte seinen Herzog in diesem Augenblick, weil er ihn als Mediziner vorgestellt hatte. Warum besaß man nicht den Mut, zu Goethe zu sagen: Ich gehöre zu dir, dein Geist ist mir nahe, hier lies mein Drama, und dann verdamme mich, wenn du kannst! Und wenn er gesprochen hätte — was wäre für ihn schlimmer gewesen als ein verwundeter, vielleicht ungehaltener Blick Goethes, vielleicht gar ein spöttisches Lächeln!

Später am Abend trieb es Schiller aus dem Gewühl der festlichen Menge auf die stille Terrasse hinaus. Die Sterne standen hoch über dem Württemberger Land. Die dunklen Wellen der Hügel und Wälder zogen sich weit bis an den Horizont. An der Brüstung stand ein schweigender Mann und schaute in die Nacht. Der Karlsschüler erschrak: Es war Goethe. „Bleiben Sie nur!" sagte der Dichter, als er sah, daß Schiller sich leise zurückziehen wollte. „Sie stören mich nicht. Sind Sie nicht jener junge Mediziner — —?" Schiller nickte, er brachte keinen Ton aus der Kehle. Goethe sprach weiter, vielleicht mehr zu sich selbst als zu dem unbekannten Jüngling: „Wie schön und friedlich ist es in diesem Land, ganz anders als in der Schweiz, aus der ich gerade komme. Dort läßt die gigantische Natur dem Menschen keine Ruhe, sie reißt ihn zu sich empor. Hier kann man ausruhen. Allerdings —", fügte er nach einer Weile hinzu, „man muß acht haben, daß man nicht einschläft."

Jetzt mußt du mit ihm sprechen, schrie es in Schiller, er wird dich verstehen. Seine Hand fuhr tastend über das Manuskript unter seinem Uniformrock. Sein Herz schlug zum Zerspringen. Was wollte er doch gleich sagen! Alle Gedanken schienen ihm entschwunden zu sein. Er quälte sich nach einem Satz ab, mit dem er beginnen konnte. Goethe schwieg. Die Sekunden schienen dem Jüngling wie Ewigkeiten.

Wie lange sie so schweigend nebeneinander gestanden hatten, wußte Schiller später nicht mehr. Schließlich trat ein Kammerherr auf die Terrasse: „Der Herzog will aufbrechen." Goethe reichte dem jungen Schiller die Hand: „Leben Sie wohl, mein Freund! Und werden Sie ein tüchtiger Mediziner!" Dann ging er hinaus.

Schiller merkte nichts von dem Trubel des Aufbruchs, von der Unruhe der Abfahrt. Das Leben hatte ihm einen lockenden Zipfel seines Gewandes gezeigt, und er fühlte seine Einsamkeit, seine Gefangenschaft in einem verhaßten Beruf, in einer verhaßten Umgebung doppelt. Der treue Schufterle fand ihn in verströmendem Schmerz auf der Terrasse und hatte Mühe, ihm das seelische Gleichgewicht zurückzugeben.



Lustige Ecke

Das Kind.

„Mutti, bring mir doch bitte ein Glas Wasser."
„Nein, du sollst schlafen."
„Ich möchte aber ein Glas Wasser."
„Wenn du jetzt nicht schläfst, komme ich dich verhauen."
„Wenn du mich verhauen kommst, bringst du mir dann ein Glas Wasser mit?"

*

Diagnose.

„Sie müssen mehr Eisen nehmen."
„Unmöglich, Herr Doktor."
„Wenn ich Ihnen das als Arzt aber sage . . ."
„Geht einfach nicht, Herr Doktor, bin Eisenfresser im Zirkus."

*

Kein Wunder.

„Was sagen Sie dazu, bei Kunzes sind gestern Zwillinge angekommen?"
„Kein Wunder, wo der Mann doppelter Buchhalter ist."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.